



1920-11-25

Die protestantische Wachau II.

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19201125&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Die protestantische Wachau II." (1920). *Essays*. 244.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/244

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die protestantische Wachau.

(Siehe Nr. 20183 und 20184 der „Neuen Freien Presse“ vom 4. Und 5. November 1920.)

II.

In Krems, in der Oberen Landstraße, wo man vor munter geschäftigem Treiben all der Schönheit, die dem Straßenbilde von alten Zeiten her noch anhaftet, gar nicht gleich inne werden kann, da führt eine schmale Gasse hinauf zum „Theaterplatz“. Nach dem Theater selber wird der Ortsunkundige fürs erste vergeblich Ausschau halten und höchlichst verwundert sein, wenn man ihm sagt, daß der Musentempel in dem großen Gotteshaus, das den Platz beherrscht, zu suchen sei.

Die stattliche gotische Kirche, einst dem daranstoßenden Dominikanerkloster zugehörig und nach wechselvollem Schicksal zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei gleichzeitiger Auflassung des Klosters endgültig entweiht, dient heute, entsprechend umgebaut, in ihrem früherem Chor als Theater während das Langhaus zum Museum umgestaltet wurde, in dessen eigentümlich stimmungsvollen Räumen man unterhaltsamen Anschauungsunterricht in Kremser und Steiner Lokalgeschichte genießen kann. Altbürgerlicher Hausrat, Trachten und Bilder erzählen auf ihre gemütliche Art von Urväterzeiten, es fehlt auch nicht an römischen Ausgrabungen und Münzen und Waffen, und durchaus nicht zu verachten sind etliche bibliographische Kuriosa der kleinen, aber um so anregenderen Sammlung. Auf einem Großoktavband lesen wir da: „Christliche Kirchenagenda, wie sie von den zweyen Ständen der Herren und der Ritterschaft im Erzherzogthumb Österreich unter der Enns gebrauchet wird. Anno 1571.“ Als vielsagendes Motto ist auf das Titelblatt ein Spruch aus dem Ersten Korinther Brief gesetzt: „Die Geister der Propheten sindt den Propheten untertan. Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, Sondern ein Gott des Friede[n]s wie in allen Gemeinden der Heiligen. Lasset alles Ehrlich und ordentlich zugehen.“

Dieses Buch war zu Hohem ausersehen. Hätte er seinen Zweck erreicht, so wäre vielleicht, wer kann es wissen, vermieden worden, daß der Kampf der Geister, der in Deutschland mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts einsetzte, ein Jahrhundert später zum verderbenbringenden Kampf der Waffen und der Fäuste ausartete. Die Agenda, die nun im Kremser Museum so friedlich unter Glas im Pultfach liegt, war, von Kaiser Maximilian II. nach langen Erwägungen genehmigt und zum Druck zugelassen, dazu bestimmt, für Niederösterreich die äußeren Formen des evangelischen Gottesdienstes gesetzlich festzulegen. Damit sollte vor allem auch der Uneinigkeit ein Ende gesetzt werden, die die Evangelischen in Österreich in so unseliger Weise zersplitterte und ihrem Siege vielleicht hinderlicher war, als alle äußeren gegnerischen Kräfte zusammengenommen. Allerdings verstand man es bei der Regierung ausgezeichnet, den Boden für Streitigkeiten bestens zu bereiten, immer wieder aufs neue die Vorbedingungen für Zwist und Zersplitterung zu schaffen. Als wirksamstes Mittel erwies sich hiebei die Maßregel, den protestantischen Ständen die Wahl eines Superintendenten und die Errichtung eines eigenen Konsistoriums trotz mancher ziemlich weltgehender anderer Zugeständnisse in Glaubensfragen immer wieder zu verweigern. Ohne Oberhaupt, ohne führende Persönlichkeiten, ohne die starke Hand, die auch die Widerstrebenden kraftvoll und machtvoll aus Ganze gebunden hätte, konnte es an Fehlern und Torheiten und Mißgriffen unter den aufgeregten einen neuen Weg Suchenden nicht fehlen, und den niederhaltenden Kräften ward dadurch das Spiel nur erleichtert. Die Kirchenagenda, die ein moderner Theologe „ein liturgisches Meisterwerk“ nennt, stellt den letzten Versuch dar, die zersplitterten Kräfte unter *einer* Fahne zu sammeln und aufbauende Ordnung an Stelle zersetzender Kräfte zu stellen. Der Versuch gelang nicht, er konnte nicht gelingen, weil er zu spät kam. Schon waren die Gegner zu

machtvoll am Werke, neue Persönlichkeiten waren auf den Kampfplatz getreten und die einzige Person, die für die Anhänger des neuen Glaubens eine Hoffnung, eine Zuversicht gewesen, Kaiser Maximilian II. sank ins Grab. Die Bilder aber, die mit der Entstehungsgeschichte der nun im stillen Museumsschlaf befangenen Agende sich vor uns aufrollen, gehören zu den bedeutsamsten und lehrreichsten der österreichischen Geschichte. Schon daß dieses Ketzerbuch in unseren Landen, in Stein an der Donau, gedruckt wurde, gedruckt werden durfte, ist an sich merkwürdig genug. Ein kaiserlicher Erlaß vom 7. September 1570 hatte den protestantischen Ständen erlaubt, in dieser Stadt eine eigene Buchdruckerei zu errichten und daselbst lutherische Schriften zu drucken. Sie befand sich in der „Untern Wassergasse“ und das erste hier gedruckte Buch war eben jene Christliche Kirchenagende. Sie hat zum Urheber den berühmten Theologen und Professor an der Universität zu Rostock David Chyträus, der sich hinterher allerdings darüber zu beklagen hatte, daß sein Werk in willkürlicher, den Text entstellender Fassung in Druck gegeben wurde. Der berühmte Gelehrte war eigens vom hohen Norden nach dem Donaustrand gekommen, um für die Evangelischen im Erzherzogtum Österreich unter der Enns das Religionswesen nach der Augsburger Konfession zu ordnen. Jüngste Forschung nennt ihn den „letzten der Väter der lutherischen Kirche“, kennzeichnet ihn als „Vermittlungstheologen von beinahe allumfassender Bildung und Belesenheit, klassischen Lateiner, von tiefgreifender, neuordnender Wirksamkeit, eine der glänzendsten Leuchten der Rostocker Hochschule, eine lautere Persönlichkeit voll Friedensliebe“. (G. Loesche, *Geschichte des Protestantismus in Österreich*.) Die heikle Aufgabe, die seiner in Österreich harnte, war die eines Theologen und Diplomaten zugleich, und um ihre Schwierigkeit ins volle Licht zu rücken, heißt es schon etwas weiter ausholen und versteckte Zusammenhänge ins Auge fassen.

Nachdem Maximilian II., den beiden Ständen der Herren und der Ritterschaft, die der Glaubensbewegung von Anbeginn an eifrige Vorkämpfer waren, in der oft genannten Religionskonzession vom 18. August 1568 die unveränderte Augsburger Konfession freigegeben hatte, war ihre Sorge und ihr Bestreben, eine den lutherischen Glaubenssätzen entsprechende Kirchenagende ausarbeiten zu lassen. Es war ihnen dies auch vom Kaiser geradezu zur Pflicht gemacht worden. Solcherweise sollten die verschiedenen Sekten, die sich hierzulande herausgebildet hatten, und alle die Eigenbrötler, die auf eigene Faust, führerlos, ihr Heil suchten und weiter verkündeten, unter einen Hut gebracht werden, vor allem die gefürchteten Flacianer, die—so geheißen nach ihrem Lehrer Flacius—in der Glaubensbewegung auf der äußersten Linken marschierten und sozusagen lutherischer als Luther waren, bekämpft und einer gültigen Ordnung unterworfen werden. Für die Ausführung der Aufgabe wählten die Stände eben „den damals seiner Gelehrsamkeit und Moderation halber durch ganz Deutschland hochberühmten Theologen zu Rostock, David Chyträus“. Der Bote, durch den sie ihm ihre Einladung überbringen ließen, war auch mit Briefen vom Kaiser selber ausgestattet. Das mochte zu dem Entschluß des Gelehrten den Ausschlag gegeben haben. Als Schildträger der neuen Lehre nach Österreich zu reisen, war ja durchaus kein verlockendes Unternehmen. Man konnte da recht üble Erfahrungen machen. Aus den Briefen des Kaisers mochte Chyträus aber doch wohl schließen, daß in Österreich nun endlich ein anderer, ein günstigerer Wind wehe und eine friedliche Einigung der Parteien zu erhoffen sei. So machte er sich denn Anfang Dezember 1568 von Rostock aus in Begleitung mehrerer Gelehrter auf die Reise, die sich der strengen Kälte wegen ungemein beschwerlich gestaltete. Unterwegs hatte die Herren auch in verschiedenen Städten des Reiches Besprechungen mit gelehrten Theologen, und am 10. Januar 1569 langten sie gesund und wohlbehalten „zu Crems in Österreich“ an.

Zwei Tage darauf meldete Chyträus in einem „sehr christlichen und demütigen Brief“ dem Kaiser nach Wien seine Ankunft und dankte „Gott und dem Kayser wegen dieser den beyden Ständen

vergönneten Reformation, dazu er berufen“. Seiner Versicherung der Bereitwilligkeit, dem großen Werke zu dienen, fügt er hinzu, „daß er von Natur für allen unnötigen Zank und Streit einen Abscheu habe, und was immer mit gutem Gewissen könnte nachgegeben werden, zu tolerieren, auch alle seine Beratschlagungen dem Urteil frommer und gelehrter Männer zu unterwerfen geneigt sey“. Somit war ein hoffnungsvoller Schritt auf dem Wege zur Verständigung gemacht, und in der an spannenden Momenten reichen Geschichte des Protestantismus in Österreich ist vielleicht gerade dieser Augenblick, wo eine Verständigung so nahe, ja überhaupt nur denkbar und glaubhaft war, der allermerkwürdigste und dramatisch bedeutsamste.

Als Antwort auf seinen Brief wurde Chyträus nach Wien und vom Kaiser zur Audienz befohlen. Man denke: ein protestantischer Theologe, ein Führer und Baumeister am großen Werk der deutschen Reformation, am habsburgischen Hofe empfangen, und zwar voll Wohlwollen empfangen! Das Bild ist nicht ohne Reiz, und zu dessen Ergänzung paßt es vortrefflich, daß der Rostocker Gelehrte sich hinterher von demselben Hofe einen strengen Verweis holte, als er, wieder in seiner Heimat angelangt, von der wohlwollenden Haltung des Kaisers öffentlich Bericht legte.

Auch setzte die von den Habsburgern so oft geübte Kunst des Doppelspieles, auf die sich auch ein Maximilian II. trefflichst verstand, sofort ein. Während Chyträus annehmen konnte, der Kaiser selber wünsche die Reformation und die Schaffung einer Kirchenagenda, waren, „was die über diesem Religionswesen anzustellenden Beratschlagungen anlangt, am kais.[erlichen] Hofe einige Änderungen beliebt worden“. Obwohl Maximilian die Einladung der Stände an Chyträus durch seine eigenen Briefe unterstützt hatte, wollte er doch, als ernst gemacht werden sollte, nicht selber der Auftraggeber sein, sondern es wurde den Ständen befohlen, „daß sie selbst das Formular einer Kirchenagenda aufsetzten und selbiges dem Urteil und der Censur des Kaisers unterwerfen sollten.“

Solches Zurückweichen des Kaisers, dieses Abwälzen der Verantwortung, den Habsburgern von Natur aus eigen, erklärt sich vollends, wenn man erfährt, daß inzwischen Rom in der Person des Kardinals Comendonus seinen Warner und Aufpasser nach Wien geschickt hatte. Vor ihm sollte auf Wunsch des Kaisers die Ankunft des Chyträus geheimgehalten werden: „Daher derselbe sich zwey gantzer Monathe incognito halten mußte, bis der Cardinal vom Kayser abgefertigt worden.“ Überhaupt sollten die Religionsverhandlungen auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers „heimlich gepflogen werden“. Die Vorsicht ging so weit, daß die Stände dem Chyträus nicht einmal erlaubten, an seine Freunde in die Heimat zu schreiben. Als Aufenthalt wiesen sie ihm „das angenehme Städtgen Spiez a. d. Donau, dreizehn Meilen oberhalb Wien gelegen, der Kirchbergschen Familie gehörig, und in demselben das Schloß Kirchberg“, an.

Keine üble Vorstellung, den berühmten Gelehrten aus dem hohen Norden in unserem anziehenden Spitz an seinem Werke arbeiten zu sehen. Die Lieblichkeit der Gegend mag ihn an das Land seiner Jugend gemahnt haben, an das schwäbische Oberland, wo er geboren, an Tübingen, wo er sein Bakkalaureat gemacht, und die südlichere Art in Land und Leuten mag ihm das Herz erwärmt haben. Seinem späteren Erinnern schenken die zwei Monate, die er in dem lieblichen Spitz „zwar unter vieler Leibesschwachheit und bei vieler Arbeit, aber doch so vergnügt zubrachte, daß er diese Zeit *dulce illud et gratum Tusculani otium* nannte“, jedenfalls die freundlichsten Bilder.

Sein Gastgeber war Wilhelm von Kirchberg, der schon im Jahre 1559 sich einen lutherischen Schloßprediger bestellt hatte und 1564 offen zum Protestantismus übergetreten war. Als Gehilfe bei seiner schwierigen Aufgabe wurde dem Gelehrten der Schloßprediger von der Rosenburg am Kamp,

Christoph Reuter an die Hand gegeben. Die Besitzer der Rosenberg am Kamp, Christoph Reuter an die Hand gegeben. Die Besitzer der Rosenberg, die Herren Grabner, zählten ja gleichfalls zu den eifrigsten Anhängern des Luthertums, ihre stolze Burg im anmutigen Kamptal war ein Hauptsammelplatz bei Beratungen der protestantischen Adelligen.

Ihr Schloßprediger, mit den niederösterreichischen kirchlichen Verhältnissen bestens vertraut, dazu „wegen seiner Klugheit, Redlichkeit und Beredsamkeit beliebt“, war ganz die Person, wie sie Chyträus bei seiner Sendung, die ja in erster Linie ein Werk der Vermittlung war, brauchen konnte, sozusagen ein Wegweiser in der Wirrnis der schwer zu behandelnden Fragen, die auf den aus der klareren Luft Deutschlands kommenden Gelehrten damals wohl ebenso befremdlich wirken mochte wie später und heute noch österreichische Zustände auf Zugehörige des Deutschen Reiches. Über die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, hören wir am besten Bernhard Raupach, der in einem ein reiches Quellenmaterial zusammenfassenden Werk „*Erläutertes evangelisches Österreich*“ nachdrücklich betont, wie bey Verfertigung der Schrift nicht geringe Klugheit und Geschicklichkeit“ vonnöten gewesen. „Insonderheit hatte Chyträus zu bedenken, wie er zwar der Evangelischen Wahrheit in dieser Arbeit beständig das Wort reden, gleichwohl aber dabei sich vorsehen mußte, damit er nicht durch allzu große Rigueur der Kirchen Bestes hindere. Denn da der Kayser ausdrücklich wollte, daß man der Agenda alle Ceremoniae, die immer möglich wären, aus dem Pabsttum [*sic*] beizubehalten, einverleibete, so [k]onnte es Chyträus, wenn er gar zu wenig anordnete, an kais. Seiten leicht verderben. Im Gegenteil, wofern er ein u. andere Gebräuche, die aus dem Pabsttum noch zu tolerieren wären, einrücken wollte, mußte es von seiten der Evangelischen Prediger einen Widerstand besorgen, denn es waren unter denselben nicht wenige unverständige Eiferer....“

Endlich war das Seiltänzerkunststück geglückt und die Agenda in einer Weise verfaßt, „daß man weder von kayserlicher noch von Evangelischer Seiten mit Grund der Wahrheit etwas auf dieselbe bringen konnte“.

Ende März wurde Chyträus aus seinen geliebten Tuskulum am Strand der Donau, wo indessen behutsam der Frühling Atem zu holen begann, zum Kaiser nach Wien entboten und huldvollst empfangen, so daß er alles auf bestem Wege wähnte. Da setzte aber schon auf seiten des Hofes die Taktik des Verschleppens ein. Der Kaiser, dem man das Buch unterbreitet hatte, äußerte sich zwar, „daß es ihm nicht mißfiel“, scheute sich aber doch, über die Approbation eine eigene Entscheidung zu treffen. Auch vermochte er, in den Einheitsträumen des „Kompromiß-Katholizismus“ befangen, nicht darüber hinwegzukommen, daß die Agenda „eine durchaus getrennte protestantische Kirche voraussetze“. Es begannen monatelange Beratungen zwischen ihm und seinen katholischen Räten, und man verstand es, die Angelegenheit immer wieder auf die lange Bank zu schieben. Auf neuerliches Drängen bekamen die Stände den Auftrag, die Agenda in einzelnen Punkten zu ändern. Endlich kam ein Vergleich zustande, der die evangelische Sache trotz gewisser Zugeständnisse nicht um einen Schritt vorwärts brachte. Denn neben der Zusage an die beiden Stände, sich lutherische Prediger halten und „in ihren Schlössern, Häusern, Städten und Dörfern die Augsburgische Konfession und die damit übereinstimmenden Zeremonien ungehindert treiben zu dürfen“, stand noch immer das Verbot der öffentlichen Kirche in Wien und, noch schwerwiegender, das andere, das die Errichtung eines Kirchenkonsistoriums und Wahl eines Superintendenten untersagte.

Ohne Oberhaupt aber, ohne gesetzgebende Führung, war keine gesunde Entwicklung der jungen Kirche möglich. Chyträus, der bis dahin im Lande geblieben, trat denn seine Heimreise am 15.

August mit recht gemischten Gefühlen an. Er wurde vom Kaiser zwar huldvollst entlassen und bekam die rühmlichsten Empfehlungsschreiben mit auf den Weg, in Wien mag man aber dennoch aufgetatmet haben, als man ihn glücklich über der Grenze wußte.

Auch im eigenen Lager fehlte es ihm nicht an Gegnern, die sich um so lauter geberdeten [*sic*], je größer die Entfernung zwischen ihnen und dem Mann wurde, dessen Ordnung und Zucht erzwingende Hand sie mehr oder weniger fürchteten. Es waren dies jene Ehrgeizlinge unter den Predigern, die es nicht verwinden konnten, daß die Beratungen über sie hinweg nur mit den Ständemitgliedern gepflogen wurden, ohne daß sie um ihre Wünsche und Meinungen befragt worden wären. Und dieser Wünsche und Meinungen waren gar viele. „Denn weil sie keinen Inspectoren hatten, so meinte ein jeder, er wäre in seiner Kirchen Superintendent und dörrfte niemand von seinem Tun und Lassen Red und Antwort stehen.“

Das Agendenwerk sollte überdies noch ein eigentümliches Nachspiel haben. Nachdem Chyträus abgereist war, ließen die Stände, um letzte Vorbehalte des Kaisers zu beseitigen, die Agende durch Christoph Reuter umarbeiten und legten sie nach endlich erfolgter Affekuration in dieser willkürlich abgeänderten Form ohne Vorwissen des ursprünglichen Verfassers und ohne dessen Namen zu nennen selbständig in Druck. Darüber entspann sich zwischen Chyträus und den Evangelischen in Österreich ein jahrelanger Streit. Schriften und Gegenschriften wurden verfaßt, Akademien um ihr Urteil befragt und Chyträus hielt nicht mit seinem Urteil zurück, „wie er oft mit Schmerzen beweinet habe, daß eine so ungeschickte und abgeschmackte Sammlung von Kirchengebräuchen ediert worden, und wie er sich wundere, daß Kayser Maximilian den Heeren und der Ritterschaft eben über diese Agende eine Affekuration erteilet habe...“ Er ließ dann die ursprüngliche Fassung zu Rostock (1578) unter seinem Namen in Druck erscheinen und sein Werk galt als „eine der besten Kirchenordnungen, so jemahls in unserer Evangelischen Kirchen publiziert worden“.

Das Schlimmste war, daß man in Österreich sich weder an die eine noch an die andere kehrte, und die Prediger, ohne von einem gesetzgeberischen Oberhaupt in Schranken gehalten zu werden, immer eigenmächtiger vorgingen. Die Unbotmäßigkeit einzelner war denn auch der größte innere Feind der evangelischen Bewegung in Österreich, und—wir führen wieder Bernhard Raupach an—„so muß man doch zuletzt den lutherischen Predigern selbst fast die meiste Schuld beimessen, daß das Kirchenwesen daselbst so sehr verwirret gewesen“. Der geistige und sittliche Rang der Prädikanten in Österreich war freilich wiederum von den Verhältnissen abhängig. Die Heranbildung Einheimischer zum Predigtamt war eine außerordentlich kostspielige, da man auf das Studium im Auslande angewiesen war ober in der Heimat herangebildete Kandidaten dennoch zum Examen nach Berlin, Rostock oder Tübingen schicken mußte, ehe sie als Prediger angestellt werden durften. Den Ständen schien es daher einfacher und bequemer, wenn sich bei ihnen Bewerber meldeten, die schon anderswo in Amt und Würden gestanden, und sie nahmen sie gern in ihre Dienste, „in dem sie dadurch des weitläufigen Verschickens zur Ordination überhoben wurden“. Solcherweise wurden aber von Österreich so manche Geister angezogen und aufgenommen, die hernach „die größte Unruhe“ verursachten, „indem viele unter ihnen waren, die ihres übeln Verhaltens halber anderswo ihres Amtes entsetzet worden, und weil sie sonst nirgends ankommen konnten, nach Österreich ihre retirade nahmen. Da sie dann, wenn sie einige natürliche Gaben zu predigen hatten, die Herrschaften, unter welchen sie standen, gar bald einnahmen, aber, weil sie kein Oberhaupt hatten, um so viel schwerer unter einen Hin zu bringen waren“.

Die Stände erkannten sehr wohl das Übel in ihrer Wurzel und bemühten sich immer wieder, den einen oder den anderen bedeutenden Theologen vom Reich herein als Superintendenten zu gewinnen. Da sie aber doch immer nur von Hoffnungen reden und keine Gewißheit geben konnten, daß der Kaiser, dessen Zusagen zwiespältiger Art bleiben, die Berufung bestätigen werde, halten sie sich jedesmal aufs neue einen Korb. Als letzten Versuch, der Unruhe und Zerrüttung zu [steuern?], riefen sie abermals ihren David Chyträus ins Land zu einer Beratung. Der langte denn auch, von den steirischen Ständen gleichfalls zu einer Visitationsreise eingeladen, am 10. Juni 1574 zum zweitenmal in Stein an der Donau an. Es wurde eine Synode beratschlagt, aber Chyträus reiste ab, ehe sie zustande kam, „weil er die Unstimmigkeit nur zu gut kannte“.

Das über drei Jahrhunderte alte Buch, das, wiewohl entstellt, in seinem ursprünglichen Kern doch sein Werk war, durch wie viel Hände mag es wohl, in Tagen der Verfolgung ängstlich gehütet, gegangen sein, bis es im Museum der Stadt Krems sein Ruheplätzchen fand? Und spricht uns nicht, wenn wie in seine Geschichte uns vertiefen, vieles daran wie ein Mahnung, eine Warnung an?

Der große Gedanke der Reformation, der deutschem Geist so förderlich gewesen, war in Österreich zuletzt zum kleinlichen Glaubensgezänk herabgesunken, der unwiderbringliche Augenblick ungenützt versäumt worden. Heute ist es das nicht weniger schädliche Parteigezänke, das die Kraft des Volkes bei uns zersplittert und den Gedanken der großen Volkseinheit bedroht. Wiederum steht Österreich vor der Frage, ob es den nächsten Kulturabschnitt mit dem Reich und im Reiche, vom ewigen Jungbrunnen der Volksgemeinschaft neu belebt, durchwandern will oder an Abschnürung langsam, aber sicher zugrunde gehen soll. Wir dürfen nicht wieder die große Stunde über kleinlichem Gezänke und selbstischen Sonderinteressen versäumen und darüber tatenlos abseits bleiben, dieweil das deutsche Volk zur großen inneren Gesundung für eine große Zukunft alle Kräfte sammelt. *Hermine Cloeter.*

Die 5. Fortsetzung des zweiten Aktes des Lustspiels „Chelei“ von Hermann Bahr befindet sich auf Seite 14.

Fenilleton.

Die protestantische Bachan.

(Siehe Nr. 20183 und 20184 der „Neuen Freien Presse“ vom 4. und 5. November 1920.)

II.

In Krems, in der Oberen Landstraße, wo man vor munter geschäftigem Treiben all der Schönheit, die dem Straßenbilde von alten Zeiten her noch anhaftet, gar nicht gleich inne werden kann, da führt eine schmale Gasse hinauf zum „Theaterplatz“. Nach dem Theater selber wird der Ortsunkundige fürs erste vergeblich Ausschau halten und höchlichst verwundert sein, wenn man ihm sagt, daß der Musentempel in dem großen Gotteshaus, das den Platz beherrscht, zu suchen sei.

Die stattliche gotische Kirche, einst dem daranstoßenden Dominikanerkloster zugehörig und nach wechselvollem Schicksal

zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei gleichzeitiger Auflassung des Klosters endgültig entweiht, dient heute, entsprechend umgebaut, in ihrem früheren Chor als Theater, während das Langhaus zum Museum umgestaltet wurde, in dessen eigentümlich stimmungsvollen Räumen man unterhaltenden Anschauungsunterricht in Krenser und Steiner Lokalgeschichte genießen kann. Altbürgerlicher Hausrat, Trachten und Bilder erzählen auf ihre gemütliche Art von Urväterzeiten, es fehlt auch nicht an römischen Ausgrabungen und Münzen und Waffen, und durchaus nicht zu verachten sind etliche bibliographische Kuriosa der kleinen, aber um so anregenderen Sammlung. Auf einem Großoktavband lesen wir da: „Christliche Kirchenagenda, wie sie von den zweyen Ständen der Herren und der Ritterchaft im Erzhertzogthumb Oesterreich unter der Enns gebrantchet wird. Anno 1571.“ Als viel-sagendes Motto ist auf das Titelblatt ein Spruch aus dem Ersten Korinther Brief gesetzt: „Die Geister der Propheten findt den Propheten unvertan. Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, Sondern ein Gott des Friedens wie in allen Gemeinden der Heiligen. Lasset alles Ertlich und ordentlich zugehen.“

Dieses Buch war zu Hohem ausersehen. Hätte es seinen Zweck erreicht, so wäre vielleicht, wer kann es wissen, vernieden worden, daß der Kampf der Geister, der in Deutsch-

land mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts einsetzte, ein Jahrhundert später zum verderbenbringenden Kampf der Waffen und der Fäuste ausartete. Die Agende, die nun im Kremsier Museum so friedlich unter Glas im Hutschach liegt, war, von Kaiser Maximilian II. nach langen Erwägungen genehmigt und zum Druck zugelassen, dazu bestimmt, für Niederösterreich die äußeren Formen des evangelischen Gottesdienstes gesetzlich festzulegen. Damit sollte vor allem auch der Uneinigkeit ein Ende gesetzt werden, die die Evangelischen in Oesterreich in so ungeliclicher Weise zersplitterte und ihrem Siege vielleicht hinderlicher war, als alle äußeren gegnerischen Kräfte zusammengenommen. Allerdings verstand man es bei der Regierung ausgezeichnet, den Boden für Streitigkeiten bestens zu bereiten, immer wieder aufs neue die Vorbedingungen für Zwist und Zersplitterung zu schaffen. Als wirksamstes Mittel erwies sich hiebei die Maßregel, den protestantischen Ständen die Wahl eines Superintendenten und die Errichtung eines eigenen Konsistoriums trotz mancher ziemlich weitgehender anderer Zugeständnisse in Glaubenssachen immer wieder zu verweigern. Ohne Oberhaupt, ohne führende Persönlichkeiten, ohne die starke Hand, die auch die Widerstrebenden kraftvoll und nachvoll aus Ganze gebunden hätte, konnte es an Fehlern und Torheiten und Mißgriffen unter den aufgeregten einen neuen Weg Suchenden nicht fehlen, und den niederhaltenden Kräften ward dadurch das Spiel nur erleichtert. Die Kirchenagende, die ein moderner Theologe „ein liturgisches Meisterwerk“ nennt, stellt den letzten Versuch dar, die zersplitterten Kräfte unter einer Fahne zu sammeln und aufbauende Ordnung an Stelle zersetzender Kräfte zu stellen. Der Versuch gelang nicht, er konnte nicht gelingen, weil er zu spät kam. Schon waren die Gegner zu machtvoll am Werke, neue Persönlichkeiten waren auf den Kampffeld getreten und die einzige Person, die für die Anhänger des neuen Glaubens eine Hoffnung, eine Zuversicht gewesen, Kaiser Maximilian II. sank ins Grab. Die Hilder aber, die mit der Entstehungsgeschichte der nun im stillen Museumschlaf besangenen Agende sich vor uns aufrollen, gehören zu den bedeutendsten und lehrreichsten der österreichischen Geschichte. Schon daß dieses Regerbuch in unseren Landen, in Stein an der Donau, gedruckt wurde, gedruckt werden durfte, ist an

sich merkwürdig genng. Ein kaiserlicher Erlass vom 7. September 1570 hatte den protestantischen Ständen erlaubt, in dieser Stadt eine eigene Buchdruckerei zu errichten und dasselbst lutherische Schriften zu drucken. Sie besand sich in der „Untern Wassergasse“ und das erste hier gedruckte Buch war eben jene Christliche Kirchenagende. Sie hat zum Urheber den berühmten Theologen und Professor an der Universität zu Moskau David Churans, der sich hinterher allerdings darüber zu beklagen hatte daß sein Werk in willkürlicher, den Text entstellender Fassung in Druck gegeben wurde. Der berühmte Gelehrte war eigens vom hohen Norden nach dem Donaustrand gekommen, um für die Evangelischen im Erzherzogtum Oesterreich unter der Enns das Religionswesen nach der Augsburger Konfession zu ordnen. Jüngste Forschung nennt ihn den „letzten der Väter der lutherischen Kirche“, kennzeichnet ihn als „Vermittlungstheologen von beinahe allumfassender Bildung und Belesenheit, klassischen Lateiner, von tiefgreifender, neuordnender Wirksamkeit, eine der glänzendsten Leuchten der Moskauer Hochschule, eine lautere Persönlichkeit voll Friedensliebe“. (G. Loesch, Geschichte des Protestantismus in Oesterreich.) Die heikle Aufgabe, die seiner in Oesterreich harrte, war die eines Theologen und Diplomaten zugleich, und um ihre Schwierigkeit ins volle Licht zu rücken, heißt es schon etwas weiter aussholen und versteckte Zusammenhänge ins Auge fassen.

Nachdem Maximilian II., den beiden Ständen der Herren und der Ritterschaft, die der Glaubensbewegung von Anbeginn an eifrige Vorkämpfer waren, in der oft genannten Religionskonzeßion vom 18. August 1568 die unveränderte Augsburger Konfession freigegeben hatte, war ihre Sorge und ihr Bestreben, eine den lutherischen Glaubenssätzen entsprechende Kirchenagende auszuarbeiten zu lassen. Es war ihnen dies auch vom Kaiser geradezu zur Pflicht gemacht worden. Solcherweise sollten die verschiedenen Sekten, die sich hierzulande herausgebildet hatten, und alle die Eigenthümer, die auf eigene Faust, führerlos, ihr Heil suchten und weiter verkündeten, unter einen Hut gebracht werden, vor allem die gefährdeten Glacianer, die — so heißen nach ihrem Lehrer Glacius — in der Glaubensbewegung auf der äußersten Linken marschierten und sozusagen lutherischer als Luther

waren, bekämpft und einer gütigen Ordnung unterworfen werden. Für die Ausführung der Aufgabe wählten die Stände eben „den damals seiner Gelehrsamkeit und Moderation halber durch ganz Deutschland hochberühmten Theologen zu Rostock, David Chyträus“. Der Bote, durch den sie ihm ihre Einladung überbringen ließen, war auch mit Briefen vom Kaiser selber ausgestattet. Das mochte zu dem Entschluß des Gelehrten den Ausschlag gegeben haben. Als Schildträger der neuen Lehre nach Oesterreich zu reisen, war ja durchaus kein verlockendes Unternehmen. Man konnte da recht läßle Erfahrungen machen. Aus den Briefen des Kaisers mochte Chyträus aber doch wohl schließen, daß in Oesterreich nun endlich ein anderer, ein günstigerer Wind wehe und eine friedliche Einigung der Parteien zu erhoffen sei. So machte er sich denn Anfang Dezember 1568 von Rostock aus in Begleitung mehrerer Gelehrter auf die Reise, die sich der strengen Kälte wegen ungemein beschwerlich gestaltete. Unterwegs hatten die Herren auch in verschiedenen Städten des Reiches Besprechungen mit gelehrten Theologen, und am 10. Januar 1569 langten sie gesund und wohlbehalten „zu Erens in Oesterreich“ an.

Zwei Tage darauf meldete Chyträus in einem „sehr christlichen und demüthigen Brief“ dem Kaiser nach Wien seine Ankunft und dankte „Gott und dem Kaiser wegen dieser den beyden Ständen vergönneten Reformation, dazu er berufen“. Seiner Versicherung der Bereitwilligkeit, dem großen Werke zu dienen, fügt er hinzu, „daß er von Natur, für allen unnötigen Hank und Streit einen Abscheu habe, und was immer mit gutem Gewissen könnte nachgegeben werden, zu tolerieren, auch alle seine Beratschlagungen dem Urtheil frommer und gelehrter Männer zu unterwerfen geneigt sey“. Somit war ein hoffnungsvoller Schritt auf dem Wege zur Verständigung gemacht, und in der an spannenden Momenten reichen Geschichte des Protestantismus in Oesterreich ist vielleicht gerade dieser Augenblick, wo eine Verständigung so nahe, ja überhaupt nur denkbar und glaubhaft war, der allermerkwürdigste und dramatisch bedeutsamste.

Als Antwort auf seinen Brief wurde Chyträus nach Wien und vom Kaiser zur Audienz befohlen. Man denke: ein protestantischer Theologe, ein Führer und Baumeister

am großen Werk der deutschen Reformation, am habsburgischen Hofe empfangen, und zwar voll Wohlwollen empfangen! Das Bild ist nicht ohne Reiz, und zu dessen Ergänzung paßt es vortrefflich, daß der Rostocker Gelehrte sich hinterher von demselben Hofe einen strengen Verweis holte, als er, wieder in seiner Heimat angelangt, von der wohlwollenden Haltung des Kaisers öffentlich Bericht legte.

Auch setzte die von den Habsburgern so oft geübte Kunst des Doppelspiels, auf die sich auch ein Maximilian II. trefflichst verstand, sofort ein. Während Chyträus annehmen konnte, der Kaiser selber wünsche die Reformation und die Schaffung einer Kirchenagenda, waren, „was die über diesem Religionswesen anzustellenden Beratschlagungen anlangt, am kais. Hofe einige Aenderungen beliebt worden“. Obwohl Maximilian die Einladung der Stände an Chyträus durch seine eigenen Briefe unterstützt hatte, wollte er doch, als ernst gemacht werden sollte, nicht selber der Auftraggeber sein, sondern es wurde den Ständen befohlen, „daß sie selbst das Formular einer Kirchenagenda aufsetzen und selbiges dem Urtheil und der Censur des Kaisers unterwerfen sollten.“

Solches Zurückweichen des Kaisers, dieses Abwälzen der Verantwortung, den Habsburgern von Natur aus eigen, erklärt sich vollends, wenn man erfährt, daß inzwischen Rom in der Person des Kardinals Comendonus seinen Warner und Aufpasser nach Wien geschickt hatte. Vor ihm sollte auf Wunsch des Kaisers die Ankunft des Chyträus geheimgehalten werden: „Daher derselbe sich zwei ganzer Monate incognito halten mußte, bis der Kardinal vom Kaiser abgefertigt worden.“ Ueberhaupt sollten die Religionsverhandlungen auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers „heimlich gepflogen werden“. Die Vorsicht ging so weit, daß die Stände dem Chyträus nicht einmal erlaubten, an seine Freunde in die Heimat zu schreiben. Als Aufenthalt wiesen sie ihm „das angenehme Städtgen Spiez a. d. Donau, dreizehn Meilen oberhalb Wien gelegen, der Kirchbergischen Familie gehörig, und in demselben das Schloß Kirchberg“ an.

Keine üble Vorstellung, der berühmten Gelehrten aus dem hohen Norden in unserem anziehenden Spitz an seinem Werke arbeiten zu sehen. Die Lieblichkeit der Gegend mag ihn an das Land seiner Jugend gemahnt haben, an das schwäbische Oberland, wo er geboren, an Tübingen, wo er sein Bakkalaureat gemacht, und die südlichere Art in Land und Leuten mag ihm das Herz erwärmt haben. Seinem späteren Erinnern schenkten die zwei Monate, die er in dem lieblichen Spitz „zwar unter vieler Leibeschwachheit und bei vieler Arbeit, aber doch so vergnügt zubrachte, daß er diese Zeit *dulce illud et gratum Tusculani otium* nannte“, jedenfalls die freundlichsten Bilder.

Sein Gastgeber war Wilhelm von Kirchberg, der schon im Jahre 1559 sich einen lutherischen Schloßprediger bestellt hatte und 1564 offen zum Protestantismus übergetreten war. Als Gehilfe bei seiner schwierigen Aufgabe wurde dem Gelehrten der Schloßprediger von der Rosenburg am Kamp, Christoph Neuter an die Hand gegeben. Die Besitzer der Rosenburg, die Herren Grabner, zählten ja gleichfalls zu den eifrigsten Anhängern des Luthertums, ihre stolze Burg im anmutigen Kamptal war ein Hauptsammelplatz bei Beratungen der protestantischen Adelligen.

Ihr Schloßprediger, mit den niederösterreichischen kirchlichen Verhältnissen bestens vertraut, dazu „wegen seiner Klugheit, Redlichkeit und Beredsamkeit beliebt“, war ganz die Person, wie sie Chyträus bei seiner Sendung, die ja in erster Linie ein Werk der Vermittlung war, brauchen konnte, sozusagen ein Wegweiser in der Wirrnis der schwer zu behandelnden Fragen, die auf den aus der klareren Luft Deutschlands kommenden Gelehrten damals wohl ebenso bestreblich wirken mochte wie später und heute noch österreichische Zustände auf Zugehörige des Deutschen Reiches. Ueber die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, hören wir am besten Bernhard Kaupach, der in einem ein reiches Quellenmaterial zusammenfassenden Werk „Erläutertes evangelisches Oesterreich“ nachdrücklich betont, wie bei Verrichtung der Schrift nicht geringe Klugheit und Geschicklichkeit“ vonnöten gewesen. „Insonderheit hatte Chyträus zu bedenken, wie er zwar der Evangelischen Wahrheit in

dieser Arbeit beständig das Wort reden, gleichwohl aber dabei sich vorsehen mußte, damit er nicht durch allzu große Rigueur der Kirchen Bestes hindere. Denn da der Kaiser ausdrücklich wollte, daß man der Agenda alle Ceremonien, die immer möglich wären, aus dem Papsttum beizubehalten, einverleibete, so konnte es Chyträus, wenn er gar zu wenig anordnete, an kais. Seiten leicht verderben. Im Gegenteil, wofern er ein u. andere Gebräuche, die aus dem Papsttum noch zu tolerieren wären, einrücken wollte, mußte er von seiten der Evangelischen Prediger einen Widerstand besorgen, denn es waren unter denselben nicht wenige unverständige Eiferer. . . .“

Endlich war das Seiltänzerkunststück glücklich und die Agenda in einer Weise verfaßt, „daß man weder von kaiserlicher noch von Evangelischer Seiten mit Grund der Wahrheit etwas auf dieselbe bringen konnte“.

Ende März wurde Chyträus aus seinem geliebten Tusculum am Strand der Donau, wo indessen behutsam der Frühling Atem zu holen begann, zum Kaiser nach Wien entboten und huldvollst empfangen, so daß er alles auf bestem Wege wähnte. Da setzte aber schon auf seiten des Hofes die Taktik des Verschleppens ein. Der Kaiser, dem man das Buch unterbreitet hatte, äußerte sich zwar, „daß es ihm nicht mißfiel“, scheute sich aber doch, über die Approbation eine eigene Entscheidung zu treffen. Auch vermochte er, in den Einheitsträumen des „Kompromiß-Katholizismus“ befangen, nicht darüber hinwegzukommen, daß die Agenda „eine durchaus getrennte protestantische Kirche voraussetze“. Es begannen monatelange Beratungen zwischen ihm und seinen katholischen Räten, und man verstand es, die Angelegenheit immer wieder auf die lange Bank zu schieben. Auf neuerliches Drängen bekamen die Stände den Auftrag, die Agenda in einzelnen Punkten zu ändern. Endlich kam ein Vergleich zustande, der die evangelische Sache trotz gewisser Zugeständnisse nicht um einen Schritt vorwärts brachte. Denn neben der Zusage an die beiden Stände, sich lutherische Prediger halten und „in ihren Schloßern, Häusern, Städten und Dörfern die Augsburgerische Konfession und die damit übereinstimmenden

Zeremonien ungehindert treiben zu dürfen“, stand noch immer das Verbot der öffentlichen Kirche in Wien und, noch schwerwiegender, das andere, das die Errichtung eines Kirchenkonsistoriums und Wahl eines Superintendenten untersagte.

Ohne Oberhaupt aber, ohne gesetzgebende Führung, war keine gesunde Entwicklung der jungen Kirche möglich. Chyträus, der bis dahin im Lande geblieben, trat denn seine Heimreise am 15. August mit recht gemischten Gefühlen an. Er wurde vom Kaiser zwar huldvollst entlassen und bekam die rühmlichsten Empfehlungsschreiben mit auf den Weg, in Wien mag man aber dennoch aufgeatmet haben, als man ihn glücklich über der Grenze wußte.

Auch im eigenen Lager fehlte es ihm nicht an Gegnern, die sich um so lauter geberdeten, je größer die Entfernung zwischen ihnen und dem Mann wurde, dessen Ordnung und Zucht erzwingende Hand sie mehr oder weniger fürchteten. Es waren dies jene Ehrgeizlinge unter den Predigern, die es nicht verwinden konnten, daß die Beratungen über sie hinweg nur mit den Ständemitgliedern gepflogen wurden, ohne daß sie um ihre Wünsche und Meinungen befragt worden wären. Und dieser Wünsche und Meinungen waren gar viele. „Denn weil sie keinen Inspectorum hatten, so meinte ein jeder, er wäre in seiner Kirchen Superintendent und dürffte niemand von seinem Tun und Lassen Red und Antwort stehen.“

Das Agendenwerk sollte überdies noch ein eigenthümliches Nachspiel haben. Nachdem Chyträus abgereist war, ließen die Stände, um letzte Vorbehalte des Kaisers zu beseitigen, die Agende durch Christoph Meuter umarbeiten und legten sie nach endlich erfolgter Affekuration in dieser willkürlich abgeänderten Form ohne Vorwissen des ursprünglichen Verfassers und ohne dessen Namen zu nennen selbstständig in Druck. Darüber entspann sich zwischen Chyträus und den Evangelischen in Oesterreich ein jahrelanger Streit. Schriften und Gegenchriften wurden verfaßt, Akademien um ihr Urtheil befragt und Chyträus hielt nicht mit seinem Urtheil zurück, „wie er oft mit Schmerzen beweinet habe, daß eine so ungeschickte und abgeschmackte Sammlung von Kirchen-

gebräuchen ediert worden, und wie er sich wundere, daß Kaiser Maximilian den Heeren und der Ritterschaft eben über diese Abende eine Affekuration erteilet habe. . . .“ Er ließ dann die ursprüngliche Fassung zu Rostock (1578) unter seinem Namen in Druck erscheinen und sein Werk galt als „eine der besten Kirchenordnungen, so jemahls in unserer Evangelischen Kirchen publiziert worden“.

Das Schlimmste war, daß man in Oesterreich sich weder an die eine noch an die andere kehrte, und die Prediger, ohne von einem gesetzgeberischen Oberhaupt in Schranken gehalten zu werden, immer eigenmächtiger voringen. Die Unbotmäßigkeit einzelner war denn auch der größte innere Feind der evangelischen Bewegung in Oesterreich, und — wir führen wieder Bernhard Rauwach an — „so muß man doch zuletzt den lutherischen Predigern selbst fast die meiste Schuld beimessen, daß das Kirchenwesen daselbst so sehr verwirret gewesen“. Der geistige und sittliche Rang der Prädikanten in Oesterreich war freilich wiederum von den Verhältnissen abhängig. Die Heranbildung Einheimischer zum Predigtamt war eine außerordentlich kostspielige, da man auf das Studium im Auslande angewiesen war oder in der Heimat herangebildete Kandidaten dennoch zum Examen nach Berlin, Rostock oder Tübingen schicken mußte, ehe sie als Prediger angestellt werden durften. Den Ständen schien es daher einfacher und bequemer, wenn sich bei ihnen Bewerber meldeten, die schon anderswo in Amt und Würden gestanden, und sie nahmen sie gern in ihre Dienste, „in dem sie dadurch des weilküfigen Verschickens zur Ordination überhoben wurden“. Solcherweise wurden aber von Oesterreich so manche Geister angezogen und aufgenommen, die hernach „die größte Unruhe“ verursachten, „indem viele unter ihnen waren, die ihres übeln Verhaltens halber anderswo ihres Amtes entsetzt worden, und weil sie sonst nirgends ankommen konnten, nach Oesterreich ihre retrade nahmen. Da sie dann, wenn sie einige natürliche Gaben zu predigen hatten, die Herrschaften, unter welchen sie standen, gar bald einnahmen, aber, weil sie kein Oberhaupt hatten, um so viel schwerer unter einem Hut zu brinaen waren“.

Die Stände erkannten sehr wohl das Uebel in ihrer Wurzel und bemühten sich immer wieder, den einen oder den anderen bedeutenden Theologen vom Reich herein als Superintendenten zu gewinnen. Da sie aber doch immer nur von Hoffnungen reden und keine Gewißheit geben konnten, daß der Kaiser, dessen Zusagen zwiespältiger Art blieben, die Berufung bestätigen werde, holten sie sich jedesmal aufs neue einen Korb. Als letzten Versuch, der Unruhe und Zerrüttung zu steuern, riefen sie abermals ihren David Chyträus ins Land zu einer Beratung. Der langte denn auch, von den steirischen Ständen gleichfalls zu einer Visitationstreife eingeladen, am 10. Juni 1574 zum zweitenmal in Stein an der Donau an. Es wurde eine Synode beratschlagt, aber Chyträus reiste ab, ehe sie zustande kam, „weil er die Unstimmigkeit nur zu gut kannte“.

Das über drei Jahrhunderte alte Buch, das, wiewohl entstellt, in seinem ursprünglichen Kern doch sein Werk war, durch wie viel Hände mag es wohl, in Tagen der Verfolgung ängstlich gehütet, gegangen sein, bis es im Museum der Stadt Krems sein Ruheplätzchen fand? Und spricht uns nicht, wenn wir in seine Geschichte uns vertiefen, vieles daran wie eine Mahnung, eine Warnung an?

Der große Gedanke der Reformation, der deutschem Geist so förderlich gewesen, war in Oesterreich zuletzt zum kleinlichen Glaubensgezänk herabgesunken, der unwiderbringliche Augenblick ungenüht verjähmt worden. Heute ist es das nicht weniger schädliche Parteigezänk, das die Kraft des Volkes bei uns zersplittert und den Gedanken der großen Volkseinheit bedroht. Wiederum steht Oesterreich vor der Frage, ob es den nächsten Kulturabschnitt mit dem Reich und im Reiche, vom ewigen Jungbrunnen der Volksgemeinschaft neu belebt, durchwandern will oder an Abzahnung langsam, aber sicher zugrunde gehen soll. Wir dürfen nicht wieder die große Stunde über kleinlichem Gezänk und selbstlichem Sonderinteresse verjähmen und darüber tatenlos abseits bleiben, dieweil das deutsche Volk zur großen inneren Gesundung für eine große Zukunft alle Kräfte sammelt.

Hermine Closter.